

Heimgesunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Jesto konnte sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Er seufzte. „Solch einem Glücksmenschen fällt natürlich alles in den Schoß. Ach, wer doch nur so viel von den Gütern dieser Erde besäße, um unabhängig von den Verhältnissen zu sein.“

„Nicht so traurig, Liebster! Verstehe ich es denn zu wenig, dir ein stärkeres Vertrauen auf die Zukunft einzusößen?“

„Vergib, Schatz! Ich will mich zusammennehmen, — aber manchmal schlägt man eben oben durch. Ich beneide sogar diesen Grafen, daß er täglich deine Gesellschaft genießen darf und ich Armer siehe fern und sehne mich halb zu Tode.“

„Ach, die Erlaucht wird wenig Zeit für mich haben, denn er ist mit einer reichen Erbin — einer Seeburg — verlobt. Du brauchst also keinen Anwandlungen von Eifersucht Raum zu geben, Feuerfester!“

Sie sagte dies mit einem solch schelmischen Seitenblick, daß er wider Willen lächeln mußte. Dennoch fühlte er eine gewisse Erleichterung bei der Mitteilung und drückte ihren Arm. Das Menschengevoige schlug über ihnen zusammen. Eine Unterhaltung war nicht mehr möglich. Bald standen sie auch in der großen Halle, die von dem brausenden Menschenstrom gefüllt war.

Ewig beweglich, ewig wechselnd — immer dasselbe Bild.

Jesto stand vor seinem Abteil. Nur noch wenige Minuten. Der Schaffner bat, einzutreten.

„So lange, so sehr lange seh' ich ihn nicht“, quoll es bitter in Helma auf. Das Leid der vergangenen Tage ward lebendig. Auge in Auge, Hand in Hand standen sie.

„Leb wohl!“
„Du auch!“

Ein leises Klüstern war's. Da hebt sie den Schleier und bietet ihm den Mund, ohne Zehn. Er küßt sie einmal — innig.

Die Tür klappt. Der Zug braust aus der Halle.

Lange steht Helma, dann geht sie wieder heim und bringt es fertig, das Mütterchen durch muntere Reden von dem großen Schmerz abzulenken. Doch am späten Abend säuert sie im dunklen Winkel und weint sich das Trennungsweg vom Herzen herunter.

3. Verborgenes Feuer.

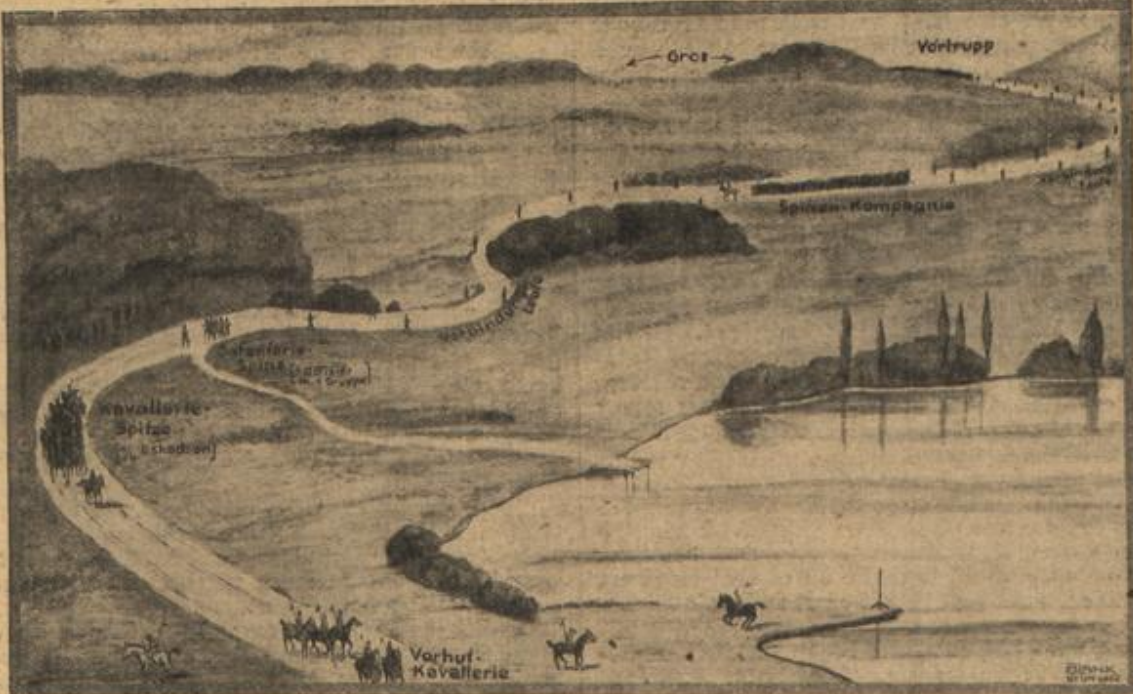
Weiche, wonnige Sommerluft strich über die grünen Halme der silbrig glänzenden, wogenden Ahrenfelder. Goldiger Sonnenschein lag auf den Fluren. — Graf Waldemar ritt den breiten Damm entlang, der nach Schloß Seeburg führte. — Das alte Ritternest war zum modernen Wohnsitz ausgebaut worden, aber der Baumeister hatte es verstanden, mit glücklicher Hand alle Klippen eines solchen Umbaues zu umfeuern. Trotz allem Neuen war der architektonische Charakter des Bauwerks erhalten geblieben. Die alten Ecksationen waren zum Teil abgetragen und bildeten herrliche Terrassen, über denen sich die Kronen mächtiger Ulmen und Linden schattenpendend erhoben. Die großen Räume umgaben den massiven Bau der Burg mit ihren vielen Etern und Türmen und gaben demselben ein froheres Aussehen. Lustige kleine Hallen im Burghaus erhoben sich auf der breiten Ringmauer, und milderten den trübsigen Anblick der wehrhaften Burg. Das breite Eingangstor war unverändert geblieben.

Waldemar ritt durch den düsteren Torweg, dessen Wände Waffen-Embleme zierten.

Ein Reitknecht eilte herbei und nahm ihm das Pferd ab.

Der junge Graf stieg die breite Treppe hinan. Sein Blick slog in die Runde. So viel er auch spähte, kein helles, lustiges Kleid ließ sich blicken, kein munteres Lachen tönte ihm entgegen.

Auf der prächtig ausgestatteten Terrasse trat ihm die kleine Baronin entgegen. „Das nenne ich eine freundige Überraschung,“



Die Marschführung eines den Vortrupp bildenden Bataillons.

Der Abstand der ausfallenden Vorhutkavallerie ist beliebig, ebenso der der Kavallerie von der Infanterie. Die Entfernung der Infanterie von der Spitzenkompagnie beträgt 400—500 Meter, von der Spitzenkompagnie bis zum Vortrupp 100—500 Meter. Dazwischen gehen Verbindungselemente oder -ritten in Auf- und Sichtweite zu beiden Zeiten des Weges.

bester Waldemar, allerdings für mich, — Ihnen dürfte es weniger angenehm sein, denn die, welche Ihr Auge sucht, ist ausgeflogen.“

„Guten Tag, Frau Baronin! Ah, so ist Marga abwesend?“

„Ja, sie ist im Wagen mit ihrer Freundin ausgefahren. Schon am Mittag sind sie fort. Einige Vorräte haben sie mitgenommen, da sie beabsichtigten, irgendwo im Walde ein kleines Bichnied zu zweien zu veranstalten. Ich kann Ihnen nun leider nicht einmal angeben, wohin sie sich gewandt haben, was ich Ihre wegen lebhaft bedaure. Denn um mich alte Frau heimzusuchen, haben Sie gewiß den Ritt von Hohen-Arnstein hierher nicht gemacht.“

Ein leichter Schatten glitt über des Grafen Gesicht.

„Nicht doch, teuerste Baronin! Wohl kam ich her, um Marga zu sehen, aber ich denke, weil das nun nicht sein kann, werde ich doch nicht auf das Vergnügen eines Plauderstündchens mit Ihnen verzichten müssen.“

„Das soll Ihnen werden, mit Freunden gehe ich darauf ein. Ist es Ihnen recht, so begeben wir uns auf die Kanonenbasion.“

„Sie haben nur zu befehlen, Gnädigste.“

„Also gut. Ich will nur eben dem Diener sagen, daß er uns einige Erfrischungen dorthin bringt. Sie werden müde und durstig sein von dem Ritt.“

„Sehr liebenswürdig. Ich nehme mit Dank an.“

Nachdem die Baronin den Auftrag erteilt, schritt sie mit Waldemar der Kanonenbasion zu. Diese hatte den Namen von zwei alten Feldschlangen, welche jetzt allerdings nur mehr als Fierde, in zwei flatternden Rischen standen und mit ihren Mündungen auf den See hinaus bräuten.

Es war ein schönes Plätzchen unter dem Laubdach der rauschenden Linden. Der Wind schweifte frei über die glühende Fläche des Sees, an dessen Ufern die Halme des Schilfes sich leise wiegten. Die wechselnden Konturen der jenseitigen Hügel ragten in das wolkenlose Blau des Himmels.

Waldemar ließ sich nieder.

„Ah — hier ist gut sein. Ich bin wirklich recht schaffens müde.“

Die Blide der Baronin hasteten mit einiger Sorge auf dem gebräunten, etwas schmalen Antlitz des jungen Mannes.

„Arbeiten Sie nicht ein wenig zu viel, Waldemar? Sie sehen angegriffen aus.“

„Ach, das macht nichts. Es gibt viel zu tun. Der Anfang ist das Schwerste. Ich muß mich da in mir völlig bisher fremde Gebiete einarbeiten. Aber ich werde mein Ziel schon erreichen. Später habe ich es dann leichter. Doch, ich muß Ihnen beteuern, teuerste Freundin, daß mir die Arbeit eher ein Vergnügen, denn eine Last ist. Geschieht doch alles zum Besten meines Heimes, meines Besitzes. Das ist mein Stolz, dessen ich mich nicht schäme. Ich segne heute noch meinen damaligen raschen Entschluß. Weiß ich doch jetzt erst, was für eine Kraft in der heimischen Scholle steckt, die uns die Liebe zur Heimat ins Blut treibt.“

Er hatte mit Wärme gesprochen und die alte Dame sah ihm freundlich in das erregte Gesicht.

„Das freut mich zu hören. Dann sind Sie glücklich und werden diesen Schritt auch nie bereuen.“

„Nein — das geschieht nicht.“

„Wie befinden sich Ihre Damen?“

„Danke, sie sind wohl und lassen bestens grüßen. Verzeihen Sie, daß ich mich dieses Auftrags nicht früher erledigte. Frau von Frieberg lebt förmlich auf und ich bin glücklich, daß sie infolge des Landaufenthalts und der neuen Eindrücke ihrem Kummer um den Verlust des Gatten nicht allzusehr nachhängt. Später werde ich den beiden die Wohnung des idyllisch gelegenen Gutes Heinsdorf herrichten lassen, dort können sie dann ungestört leben, wenn es auf Hohen-Arnstein einmal lebendiger werden wird.“

„Sie sind ein guter Mensch, Waldemar! Sie denken an alles!“

Das fuhr der Baronin so heraus.

„Ich hoffe es zu sein, beste Freundin.“

„Wie hat sich Fräulein Helma eingelebt?“

„O, die ist ganz entzückt von ihrer neuen Heimat. Spricht sie auch nicht in überschwenglichen Worten davon, was bei ihrer ruhigen Art nicht gut möglich ist, so merke ich es doch an ihrem ganzen Gebaren.“ Die Mutter hegt sie mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt.

„Das arme Ding wird froh sein, aus dem Getriebe und Geklässe des lauten Berlin heraus zu sein. Obwohl die Aussichten für so ein junges Mädchen im Hinblick auf die Zukunft auch keine allzuglänzenden genannt werden dürfen.“

„Da haben Sie gewiß recht, — aber ich hoffe, daß sich für Helma gewiß noch einmal eine sichere Partie wird finden lassen, obgleich ein armes Mädchen so gut wie keine Aussichten hat. Sie ist ein in sich gefestigter, abgeklärter Charakter, soviel ich sie in der kurzen Zeit habe erkennen können.“

„Ich bin nur froh, daß die neuen Bewohner sich so gut anlassen. Im geheimen habe ich manchmal Befürchtungen gehegt, es möch-

ten Ihnen Unbequemlichkeiten daraus erwachsen. Doch, es scheint ja vollste Harmonie auf Schloß Hohen-Arnstein zu herrschen.“

„Ja, das ist sicher der Fall.“

„Leider kann ich nicht das gleiche von Seeburg sagen.“

Ein Seufzer begleitete die Worte der alten Dame. Waldemar sah besorgt auf.

„Ihre Worte beziehen sich auf Margas Gast?“

„Ja, — man soll von einem Gastfreunde nichts Ables reden, aber ich glaube mit Ihnen doch eine Ausnahme machen zu dürfen, wenn ich Ihnen anvertraue, daß die Anwesenheit der Frau de Rezannes keinen guten Einfluß auf Marga ausübt.“

„Auch ich habe die gleiche Beobachtung gemacht.“

„Daß die Dame mir nicht gefällt, ist schließlich Nebensache. Aber daß sie über unsere Art, zu leben und unser Dasein auszufüllen, sich herablassend äußert, weil sie es anders hält, ist eine allgemeine Angelegenheit und geht auch Sie an.“

„Nicht, — ich wüßte nicht, inwiefern die Dame dazu käme, sich mit mir zu beschäftigen?“

„Direkt wird sie ja auch nie eine Kritik an Ihnen wagen, aber ich höre so manche malitiose Bemerkung, die nur auf Ihre Person gerichtet sein kann. Eben weil sie die Sache so verdeckt behandelt und Marga als ein armes, verratenes Opferlamm hinstellt, das Ihrer Willkür einmal preisgegeben sein, erschwert ein Entgegenarbeiten.“

„Mir ist die nachteilige Einwirkung der Frau de Rezannes auf Marga schon aus dem veränderten Benehmen derselben mir gegenüber aufgefallen.“

„Also doch! Mein Gott, wohin soll das führen. Sie erschrecken mich wirklich. Also hat Margas Reizbarkeit sie schon zu Ungehörigkeiten gegen Sie veranlaßt.“

„Beruhigen Sie sich bitte. Zur Besorgnis ist vorläufig noch kein Grund vorhanden. Ich hoffe, daß Margas gesundes Empfinden über diese absurden Ideen siegen wird. Schon lange macht mir meine Braut Sorgen. Seit ich den bunten Rod ausgezogen habe, zürnt sie mir. Ich weiß es. Sie hat es nicht vergessen, daß dieser Schritt ihr den Weg in die große Welt versperrt, von der sie sich Wunder verspricht. Das ist leider keine vorübergehende Marotte, sondern in Margas Wesen tief begründet. Sie ist eine leidenschaftliche, tief angelegte Natur und hat viel Sinn für das Außergewöhnliche. Sie erwartet noch irgend etwas Großes, Überwältigendes vom Leben. Ihre Zukunft liegt zu klar vor ihr, als daß sie daran große überraschende Erwartungen knüpfen sollte. Ich bin schließlich auch nur ein Durchschnittsmensch und von meiner Seite sind übermenschliche Dinge nicht zu erwarten. Schon eine ganze Zeit beobachte ich diesen ungestümen Drang nach dem Rätsel des Lebens in ihr. Der Besuch dieser Freundin, an der sie mit leidenschaftlicher Liebe hängt, hat die Sache nur verschlimmert.“

„Aber bester Waldemar, das ist ja ganz entsehrlich — was soll denn nur daraus werden.“

„Das müssen wir der Zeit überlassen. Wir können nichts dazu tun. Jeder Widerstand würde nur verschlimmern — nicht bessern.“

„Ach, wenn doch diese Französin erst wieder fort wäre, aber sie scheint dazu noch keine rechte Lust zu verspüren.“

Waldemar lächelte. „Nun, ich hoffe Mannes genug zu sein, um ihren Einfluß auf Marga zu brechen, — wenn es darauf ankommt. Einmal muß sie ja doch das Feld räumen!“

„Wenn sie nur nicht inzwischen Unkraut gesät hat.“

„Das werden wir austrotten, liebe Baronin. Marga liebt mich, diese Gewißheit allein beruhigt mich, sie kann mich nicht aufgeben, mir nicht verloren gehen. Wir werden fest zusammen stehen, nicht wahr — wir lassen sie uns nicht entreißen.“

„Das soll ein Wort sein, ich stehe fest an Ihrer Seite, zu Margas Besten und Glück.“

Sie reichten sich die Hände, es war wie ein Bündnis. — — —

Zur selben Zeit saßen die beiden Personen, über die der Graf und die Baronin sich unterhielten, auf der Kuppe eines Hügels am Fuße stattlicher Birken. Sie hatten einige der mitgenommenen Erfrischungen verzehrt und blickten schweigend in die weite Landschaft hinaus.

Gelotse de Rezannes war ein Weib von eigenartigem Reiz.

Klein und zierlich von Wuchs, trug sie stets große, runde Hüte von dunkler Farbe. Hände und Füße waren überaus fein modelliert, sie war sich dessen bewußt und kokettierte genug damit.

Ihre Gesichtsfarbe war hell wie Eisenblei, ihre Haare schwarz und leicht gewellt und sehr sorgfältig frisiert. Die nachdunklen Augen waren von großer Lebhaftigkeit und irrten beständig hin und her. Sie war stets in großer Toilette und lebte anscheinend in guten Verhältnissen. — Einen festen Wohnsitz hatte sie nie, oder doch nur eine gewisse Zeitlang.

Margas Herz wußte sie schon in der Genser Pension für sich zu gewinnen und diese hielt viel von dem Urteil der erfahrenen

Freundin, die so jung schon Witwe war. Von ihrem Gatten erfuhr man so gut wie nichts. Marga kannte ihn nicht, da die Ehe nur zwei Jahre gedauert hatte.

Heloise war schon einmal auf der Seeburg gewesen, aber nie so lange wie jetzt. Sie verstand ihre Rolle in der großen Welt zu spielen und war in den Hauptstädten der Großmächte zu Hause. Zu Waldemar wußte sie sich nicht recht zu stellen. Dem offenen Mann war ihr dreistes Wesen und die selbstsichere, überhebliche Art des Auftretens zuwider. Nach seinem Urteil streifte ihr Dasein fast in das Abenteuerverliche hinüber.

Ihre Beziehungen zu allerhand Geistesgrößen, mit denen sie zu imponieren versuchte, minderten diese Erkenntnis nicht. Er empfand bald, daß er in ihr eine Feindin besaß, als er auf ihre Anfreundungsversuche nicht einging.

Dennoch behandelte er sie mit der ausgesuchten Zuverlässigkeit, welche einem Gast des Hauses seiner Braut zukam.

Marga sah in die ihr so vertraute, anmutende Landschaft. Die forschenden, fast lauernden Blicke der Freundin gewahrte sie nicht.

Auf einen hellglänzenden Punkt weit draußen hinweisend, sagte sie: „Sieh, liebste Heloise, das Funkelnde dort drüben ist die Fahrenspitze an der Flaggenstange auf Seeburg. Wie weit man heute sehen kann. Etwas mehr rechts, die dunkle Silhouette des Regelberges, ist Hohen-Arnstein. Man sieht nur wenig von dem alten Bergfried, die Linden decken ihn. Ist es nicht schön hier?“

Heloise blickte angelegentlich in die hügelige Ebene. Dann begann sie zu sprechen. Ihr Deutsch hatte einen harten Klang.

„Du hast recht, Liebste! Es ist ein schönes Landschaftsbild. Es gibt deren viele in der Welt. Ich liebe im allgemeinen diese glatten, sanften Bilder weniger. Eine recht groteske Berglandschaft mit ragenden Klippen und tosendem Wassersturz findet eher meinen Beifall. Da liegt eine ganz andere Kraft des Ausdrucks und eines Schöpferwillens darin. Solche ruhige Naturen erzeugen auch keine markigen Menschen. Es lebt sich still und friedlich in ihnen. Es herrscht die Ruhe der Wunschlosigkeit darin vor.“

„Es ist meine Heimat, Heloise, und ich hab sie lieb.“

„Das ist nur natürlich. Aber dennoch scheint das Leben, welches du in deiner Heimat führst, dich nicht zu befriedigen. Und das ist mir nicht unbegreiflich. Ja, Süße, sieh mich nicht so entsetzt an. Ich habe dich mit den schwarzen Augen einer treuen Freundin beobachtet und bin zu einem betrübenden Resultat gekommen.“

Marga sah erschreckt auf Heloise. „Was willst du gefunden haben?“

„Daß du, die Erbin von Seeburg, die Braut des Reichsgrafen von Hohen-Arnstein, ein unbefriedigtes Dasein führst — mit einem Wort nicht glücklich bist.“

Marga sah finster ins Leere. Nach einiger Zeit antwortete sie: „Und was fehlt mir zu meinem Glück, nach deiner Meinung?“

„Nichts Außerliches! Du mußt dich in dir selbst finden, aus dir selbst heraus gefunden, denn du bist krank, Marga!“

Diese lachte bitter auf. „Laß das nur Tante Dorette nicht hören, sie wäre imstande, mich einer Schwipskur zu unterziehen!“

„Die Baronin ist eine seelensgute Frau, aber derlei Krankheiten wird sie nicht verstehen. Gesiehe es mir, deiner besten Freundin, nur ruhig ein, daß diese tödliche Langeweile eines so entsetzlich gleichmäßigen Dahinvegetierens deinen regsamsten Geist in unheilvolle Fesseln geschlagen hat.“

„Und wenn ich dies eingesteh, was folgerst du daraus und welchen Zweck sollte das haben?“

„Daß wir auf Abhilfe sinnen müssen!“

„Du kannst mir nicht helfen. Zuviel steht meinen Wünschen im Wege!“

„Doch nur du selbst!“

„Ja, was sollte ich nach deiner Meinung tun? Was kann ich unternehmen?“

„Dich vor allem frei machen.“

„Das ist ein gewichtiges Wort. Es schließt viel in sich, wozu ich den Mut nicht finde.“

„Ich werde dir zur Seite stehen. Das ist einfach meine Pflicht.“

„Marga vermochte ihre Erregung nicht länger zu bemeistern. Sie sprang empor. Jeder Nerv an ihr zuckte.“

„Mir kann niemand helfen. Mich bindet mein Wort und — mein Herz. Mit tausend Wünschen zieht es mich hinaus in die lodende, unbekannte Welt, die wie ein leichter Strom weit draußen dahingleitet. Ich fühle Kräfte in mir, die ich entfalten möchte und die mir verheiß, daß ich mehr sein könnte als ein Weib, das sich am Morgen schmückt, um eine schöne Staffage prächtiger Gemächer abzugeben. Personen, die mir teuer sind, haben mich lieb, aber ich darf nicht selbstständig denken, nicht eigenwillige Wünsche hegen, die über den Rahmen ihres Schablonenwesens hinausgehen. Ich komme mir manchmal vor wie ein bunter Vogel, den man in einem vergoldeten Bauer hält. Alles steht zu meiner Verfügung, aber eines darf ich nicht, was alles andere aufwiegt — Meinself!“

„Du bist ein Spielball deiner eigenen Schwäche. Sei stark und brich die Fäden deines goldenen Käfigs auf. Oder fehlt es dir an Mut hierfür?“

„Nicht Mut allein gehört hierzu. Ich müßte liebe Personen kränken und das würde mir nicht allein Schmerz bereiten, sondern auch eine Schuld auf mich laden. Davor bangt mir.“

„Du bist kindisch. Nasse dich energisch auf. Tue den ersten Schritt, wer kann es dir verargen, wenn du einmal und sei es auch nur eine Zeitlang, dir selbst leben willst, — einmal aus eigener Anschauung dir ein Urteil bilden möchtest, deine Kräfte walten lassen willst. Sonst laß das Klagen, es führt zu nichts und füge dich in dein Geschick.“

„Das kann ich auch nicht. Aber was du soeben andeutest, darüber ließe sich reden. Eine Zeitlang einmal nach seinen eigenen Neigungen leben, das darf mir niemand verübeln, noch wehren!“

„So will ich dir mit positiven Vorschlägen beistehen, denn sieh, Teuerste, ich habe schon seit einiger Zeit über deine Lage nachgedacht und deine Umgebung studiert. Dein Verlobter ist ein großer Kavaliere, aber ob er sich so recht in die Seele eines warmblütigen Weibes hineinzuenden versteht, das wollen wir nicht näher erörtern. Für ihn wäre ein Wesen wie seine Verwandte Helma von Triebberg-Arnstein wie geschaffen. Die hat das Zeug dazu, als Guts- und Schlossfrau in den ländlich-fittlichen Interessen eines Landadelmannes sich auszuleben.“

Marga zog die Stirne kraus. Es berührte sie peinlich, daß Heloise einen Vergleich zwischen ihr und Helma heranzog.

„Wie kommst du darauf?“

„Auf ganz natürliche Art, welche zum Vergleich förmlich herausfordert. Genau so forrest wie dein Bräutigam benimmt sich das junge Mädchen!“

Die Französin war eine zu gute Menschenkennerin, um nicht sofort zu erkennen, daß die beiden geradenförmigen Naturen ihre keine Freundschaft entgegenbrachten und suchte sie in Margas Augen herabzusehen.

„Waldemar ist ein guter Mensch und hat mich sehr lieb!“

„Das schließt indes nicht aus, daß er deiner Sinnesart recht wenig Verständnis entgegenbringt. Hör mir zu, ich will dir einen Vorschlag machen, der für alle annehmbar ist. Wie du weißt, gedente ich mich in Berlin niederzulassen. Ich kenne die deutsche Metropole noch sehr wenig, habe aber günstige Verbindungen dort. Wie wäre es, wenn du mich dort besuchtest und eine Zeitlang deinen Neigungen nachlebest. Du hättest die beste Gelegenheit zum Studium von Welt und Menschen.“

Marga hob freudig überrascht den Kopf.

„Ach, Einzige, das wäre ja herrlich. Da bin ich ja mit einem Schlage meinen Wünschen näher gerückt und darf hoffen, daß dies Projekt auch den Beifall meiner Angehörigen, oder doch mindestens deren Zustimmung haben wird. Wie lieb von dir!“

Sie eilte auf die Freundin zu und umarmte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend.

Eine heitere Geschichte aus früherer Zeit von Paul Blis.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Peterfen trat ein. Er war wie aus den Wolken gefallen. Er begriff noch nichts. Alles um ihn herum schwamm in rosenroter Glückseligkeit. Die vielen kleinen Paketchen an seiner Hand klapperten unausgesetzt aneinander; denn seine Finger zitterten lebhaft. Mit einemmal, ohne zu wissen wie, stand er im Zimmer und stand dem kleinen Fräulein gegenüber. Aber der Kleinen ging es nicht viel besser als ihm; auch sie stand verlegen und wortlos da. Nun erbarmte sich Mutterchen wieder mit Lächeln. „Da Herr Peterfen jetzt hier ist, kannst du dich bei ihm entschuldigen“, sagte sie zu ihrer Tochter.

Doch schnell ergriff der junge Mann nun das Wort: „O, bitte sehr, wenn sich hier jemand zu entschuldigen hat, so bin ich es! Jawohl, nur ich ganz allein! Erstens muß ich mich bei dem Fräulein entschuldigen, daß ich so lech war, und zweitens muß ich Sie nochmals um Verzeihung bitten, daß ich hier so ins Haus falle! Aber ich —“

Weiter kam er nicht; denn lächelnd ergänzte die alte Frau: „Ich weiß schon alles: Sie kommen morgen zum Militär, und dieser Abend hat Sie übermütig gemacht. Stimmt das?“

Peterfen lächelte, lächelte glücklich. Diese liebe, gutherzige alte Frau! Alles verstand und fühlte sie! Er hätte sie gleich umarmen können.

„Ja, es stimmt“, sagte er treuherzig.

Mutterchen nickte ihm zu, nahm ihm die Paketchen aus der Hand, legte sie auf den Tisch und schob ihm einen Stuhl zu.

„So, jetzt setzen Sie sich mal erst; sonst kommen wir vor lauter Entschuldigungen überhaupt nicht weiter.“

Peterfen sah. Ganz beglückt sah er von der Mutter zur Tochter und dann zu seinen Paketchen — sagen konnte er jetzt beim allerbesten Willen kein Sterbenswörtchen.

Da aber auch das Töchterchen hartnäckig schwieg, so mußte die liebe, alte Frau wieder Rat schaffen.

„Zum Abendbrot kommen Sie nun leider zu spät, Herr Peterfen; denn wir haben es eben beendet.“

Oho, dachte der mutige Kriegermann jetzt, das wäre ja noch schöner! Und schnell rief er: „Im Gegenteil! Jetzt soll es ja erst losgehen! Dies alles habe ich ja doch nur für uns eingekauft!“

Und eins, zwei, drei, begann er mit Messer und Dosenöffner zu arbeiten, so daß in wenigen Minuten alle seine Herrlichkeiten zur Schau standen.

„Was für leckere Sachen!“ bewunderte die Mutter in ehrlichem Erstaunen. „In dieser Zeit der Knappheit solche Fülle! Die reine Verschwendung das!“

„Es ist ja mein letzter Zivilabend,“ entschuldigte er, „da kann schon mal was draufgehen! Nur haben wir — wie ich erst jetzt sehe — eine große Hauptsache vergessen: es ist leider kein Brot dabei!“

„Nun, das kann ich mal ausnahmsweise liefern — das heißt, wenn Sie mir Ihre Brotkarte geben!“ scherzte die alte Frau und ging in die Küche.

Jetzt standen sich die jungen Leute allein gegenüber; einen Augenblick sahen sie sich schweigend an.

Doch dann begann er bittend: „Zürnen Sie mir noch, Frau-lein, daß ich so unglaublich fed war?“

Sie erwiderte lächelnd: „Sie hätten ja wohl auch Grund, mir zu zürnen, daß ich Sie so stehen ließ.“

Da kam das Mutterchen zurück mit Brot und Tellern. Nun sprang Lotte auch hinzu, und schnell war der Tisch gedeckt. Peterfen war glücklich. Aber bei all seinem Glücke wußte er nun doch nicht recht, wie er es jetzt anfangen sollte, sein Vorhaben anzubringen. Ratlos stand er vor dem so appetitlich gedeckten Tische.

Doch wieder half das Mutterchen nach: „Na, der Tisch wäre jetzt gedeckt; also, ich bitte sehr!“

Peterfen sah flehend zu Lotte hin. Die aber sagte verlegen: „Wir haben doch schon zu Nacht gegessen.“

„Aber Sie haben es mir doch versprochen“, bat er.

Da nahm die gute alte Frau einen Stuhl, setzte sich an den Tisch und rief lächelnd: „Auch ich habe zwar schon gegessen, aber für solche Delikatessen, die uns wirklich nicht jeden Tag geboten werden, dürfte wohl schon noch Verwendung da sein!“

Alle drei ließen sie es sich nun gut schmecken, und bei heiteren Worten und guter Laune wurden die Schüsseln und Teller schneller leer, als man geglaubt.

Dann aber kam die Überraschung: Schmunkelnd ging das Mutterchen an den Schrank und brachte eine Flasche Rheinwein zutage.

„Dieser Rüdesheimer liegt schon lange bei mir — er ist ein Geburtstagsgeheimt meines Bruders, — ich wollte warten, bis sich eine passende Gelegenheit zum Aufmachen fände, und mir scheint, diese Gelegenheit ist jetzt gekommen. Sie haben uns bewirtet, Herr Peterfen, jetzt lade ich Sie zu einem Glase Wein bei mir ein: es gilt ja Ihren letzten Abend!“



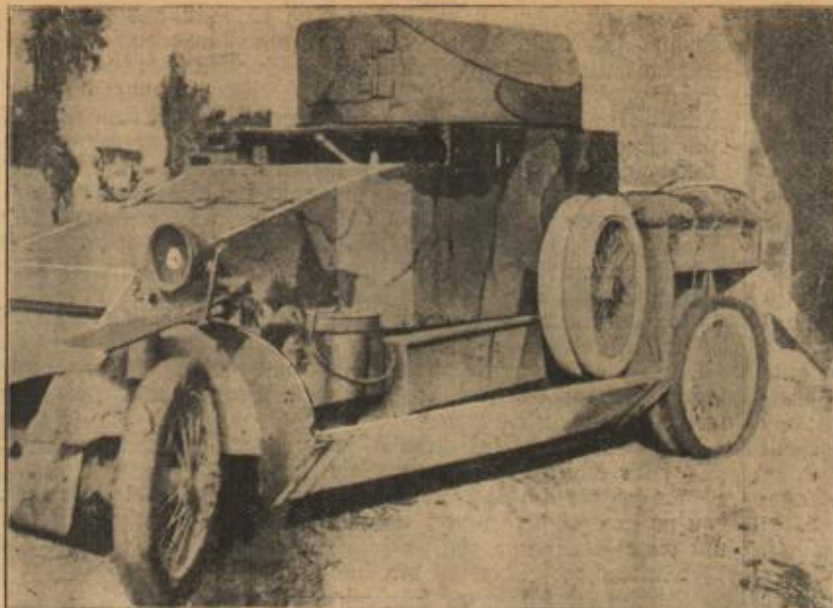
Der Zar segnet anziehende Truppen mit einem Heiligenbild. (Nach einer englischen Zeitschrift.)



Hirschfütterung bei Märztag. Phot. Aufnahme von Paul Seidenhaus in Märzschlag.

Sie sahen sich an, lächelten sich an, und dann hielt er ihr die Hand hin, in die sie nach einigem Zögern die ihrige legte, die er zuerst fest und herzlich drückte und dann ganz schnell, bevor sie dieselbe zurückzog, einmal heiß und innig küßte.

O, wie da Peterfens Augen leuchteten! Was für eine Brautfrau war dies Mutterchen! Goldig hell funkelte der Wein in den blühenden Gläsern, die glodenrein erklangen, als man sich zutrunk. Was für ein Abend!



Die von den Engländern mit großen Ankündigungen auf den Kriegsschauplatz gebrachten Panzerautomobile (nach englischer Darstellung).

war dies noch geworden! Der junge Kriegermann sah da und überdachte alles noch einmal, und er mußte sich sagen, daß ihm ein ganz besonderer Glücksstern geleuchtet hatte.

Da sagte das Mutterchen: „Nun aber verraten



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn:
Die Schaffnerin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illust.-Bef.

Sie uns doch auch, woher Sie eigentlich unsere Adresse erfahren haben.“

Peterfen, der durch den guten Wein alle seine Besonnenheit verloren hatte, lachte herzlich und gab seine Erfahrung mit beiden Portiers zum besten.

Da nickte die Mutter der Tochter zu und sagte heiter: „Siehst du nun, mein Kind, das Böse hast du gewollt und das Gute erreicht.“

Lottchen nahm fröhlich ihr Glas und stieß mit Peterfen an: „So wollen wir uns also wieder vertragen: Ich trinke auf Ihr Wohl, auf Ihr Glück und auf ein geordnetes Wiedersehen, Herr Peterfen!“

„Und ich danke Ihnen sehr, Fräulein Lottchen!“

Lustig klangen die Gläser zusammen und glücklich waren die Blide, die nun sich trafen. — Dann erzählte der beglückte junge Mann, wie so einsam sein Leben bisher gewesen, wie er mutterseelenallein dagestanden, immer nur seiner Arbeit gelebt hatte. Aber das sollte nun anders werden, ganz anders! Wenn der Himmel ihm Glück gäbe, so daß er heil und gesund wiederkäme, dann — ja, dann wüßte er



Gesandter von Stumm.

Bisher Dirigent der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, wurde zum ersten Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Phot. Versteich.

ihn recht häufig durch Liebesgaben erfreuen würde. Als es dann zum Abschiednehmen kam, da hatte die alte, liebe Frau noch eine allerletzte Überraschung. Sie brachte eine kleine Schachtel, legte sie dem jungen Mann in die Hand, und mit leicht erzitternder Stimme sagte sie: „Dies

ist eine Medaille, die noch von meinem Großvater stammt. Sie hat uns in der Familie Glück gebracht. Wenn irgendeiner von uns etwas von Wichtigkeit unternahm, immer hat er diese Medaille bei sich gehabt. Zuletzt hat sie mein Mann im siebziger Feldzug getragen, und sie hat auch ihn beschützt. Gewiß, ich gebe zu, es ist ein Stüd

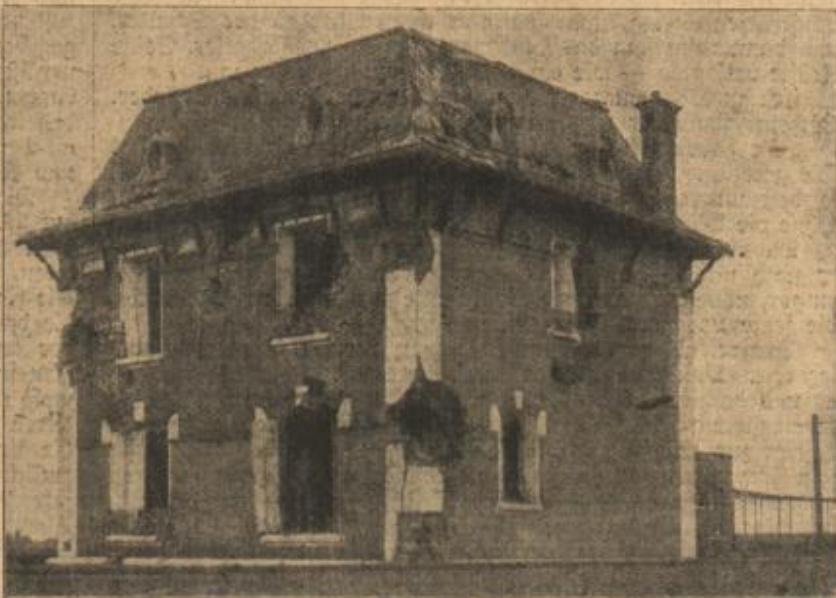
nun, wo er ein ruhiges und trauliches Plätzchen finden würde, vorausgesetzt, daß er eben wiedertommen dürfe.

„Aber gewiß dürfen Sie das, Herr Peterfen,“ antwortete die alte Frau treuherzig, „auch wir leben ja so allein und zurückgezogen, auch wir können gern ein bißchen lustige Unterhaltung brauchen.“

Peterfen dankte ihr herzlich, dann sah er zu Lottchen hinüber, und als auch sie ihm schnell die Hand hinreichte, da war der gute Junge so glücklich, daß er dies kleine Händchen ein paarmal herzlich küßte. — Natürlich mußte er versprechen, bald und regelmäßig zu schreiben, wofür er die Zusage bekam, daß man



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn:
Streckenbau-Arbeiterin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illust.-Bef.



Ein Haus aus dem Feuerbereich von Etain.

Daß es trotz der zahlreichen und schweren Treffer nicht zusammengeklüsst ist, mag als ein besonderer Glücksfall angesehen sein.

Überglauze dabei; aber wenn man so alt geworden ist wie ich, dann kann man schwer von seinen alten Gewohnheiten lassen. — Um Sie mir den Gefallen, tragen auch Sie die Medaille; hoffentlich wird sie auch Ihnen zum Talisman!"

Peterfen war ernsthaft gerührt und ergriffen. Er küßte der guten Alten dankbar die Hand und versprach ihr, alles zu tun.

Dann drückte man sich noch einmal die Hand — ein letzter Gruß, ein letzter Blick, ein letztes „auf Wiedersehen“ — und schnell ging er in die Nacht hinaus.

Glücklich kam er nach Hause. Was war aus diesem letzten Abend geworden! An ein flüchtiges Erlebnis hatte er gedacht, und nun war es eine glückstrahlende Hoffnung für die Zukunft geworden, eine Hoffnung, die ihm Mut und Stärke gab, alles zu ertragen, was auch kommen möge! —

Die Sache kam aber doch wesentlich anders, als sich der gute Peterfen gedacht hatte. Zwar war er ja auf schwere Arbeiten, Entbehrungen und Strapazen des „Schippers“ gefaßt gewesen; daß aber solche Riesenanforderungen an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden würden, das hatte er denn doch nicht vorher geahnt.

So kam es denn, daß er abends, wenn sein schweres Tagewerk vollbracht war, oder wenn er irgendwo ein bißchen Ruhe fand, ganz schlaff und matt umfiel und wie ein Toter schlief.

Aber wie ein gesunder junger Mensch sich an alles im Leben gewöhnen kann, so ging es schließlich auch ihm. Die fortwährende Beschäftigung in freier Luft, das gesunde Ausarbeiten der Glieder bekam dem Stubenhocker besser als er es je gehofft hatte. Nach wenigen Wochen bereits hatte er das Schwerste überwunden. Und wenn es dann noch manchmal haperte, dann riß ihn der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes empor, dann feuerte ihn das Vorbild, das er bei seinen lieben Kameraden fand, zu neuen Taten an, und nicht zuletzt gab ihm die Hoffnung auf sein stilles Liebesglück der Zukunft auch immer wieder Mut und Kraft, seinen schweren Beruf restlos zu erfüllen.

Lotte und ihre Mutter hatten Wort gehalten. Viele Liebesgaben und noch mehr Briefe und Kartengrüße hatten den jungen Krieger oft und innig gestreut, so daß er manche heimliche und trauliche Viertelstunde im Gedanken an die Heimat verbracht hatte.

Natürlich trug er die Medaille, die das Mutterchen ihm gegeben, unter der Jacke auf der Brust, sie war auch ihm jetzt wie ein Talisman, schon weil sie ihn mit der lieben Heimat verband.

So ging er denn mit stiller Ausdauer seinem schweren Tagewerk nach. Er sagte sich zwar, daß kein Bericht des Generalstabs die Taten der „Schipper“ erwähnen würde; aber er wie seine Kameraden wußten nur zu genau, wie wichtig all ihre Taten waren, wie sie den angreifenden Soldaten oft erst die Wege bahnen mußten, und das hehre Bewußtsein, so im stillen dem Vaterlande zu dienen, das erhielt sie alle immer wieder aufrecht.

Oft, wenn sie vorn an der Front an neuen Verschanzungen und Hindernissen arbeiten mußten, war dann auch ernste Gefahr mit seiner Tätigkeit verbunden. Ein paarmal hatte er schon die Kugeln um sich herum sausen gehört, aber bisher war es noch immer glücklich abgegangen. Dann aber kam der schlimme Tag vor Péronne! Wieder lagen sie ganz vorn. Granaten und Schrapnell's plachten rechts und links, die Schipper jedoch taten unbeirrt ihre schwere Arbeit weiter. — Plötzlich merkte Peterfen, daß er getroffen war. Zuerst spürte er nur einen Ruck und einen ziemlich scharfen Schlag, dann fühlte er einen Stich an der Schulter, und dann rann ihm das Blut warm am Körper herunter. Seine Kräfte versagten — wie ein gefälltter Baum sank er um.

Erst im Etappenlazarett kam ihm das volle Bewußtsein wieder. Lächelnd stand der Arzt an seinem Lager.

„Sie haben Glück gehabt,“ sagte er, „hier diese Medaille hat Sie gerettet. Die feindliche Kugel hatte sie zuerst durchschlagen, so daß nur eine nicht allzu schwere Schulterwunde entstand. Ohne die Münze wäre es sicher ein tödlicher Treffer geworden.“

Da nickte der gute Peterfen dankerfüllt — sprechen durfte er noch nicht — dann schickte er ein Dankgebet zum Himmel empor, und sein zweiter Gedanke eilte zu der lieben Spenderin, die seine Lebensretterin geworden war. —

Später, als er transportfähig war, kam er in ein Reserve-lazarett. Von hier aus wollte er schreiben. Aber er unterließ es und dachte: Lieber persönlich, um so größer wird dann die Überraschung sein! Schon nach wenigen Wochen war er so weit, daß er zur Erholung in die Heimat reisen durfte. — Wie klopfte sein Herz vor Ungeduld, als er wieder die Treppen zu den Damen emporstieg. Zwar hatte er sie auf seine Ankunft langsam vorbereitet; genaueres aber hatte er noch nicht verraten — das eben sollte seine persönliche Überraschung werden.

So waren denn Mutter und Tochter über alle Maßen erstaunt und erfreut, als er bei ihnen ankam. Zwar trug er den linken Arm noch in der Binde, auch das Gesicht war etwas schmal und bleich, aber aus den Augen lachte ein frohes und gesundes Herz.

Nach den ersten Begrüßungen ging es dann ans Berichten. Atemlos saßen Mutter und Tochter da und hörten zu, was er zu erzählen hatte; oft genug lief ihnen ein Grausen über den Rücken.

Als er dann wortlos, mit stillem Lächeln, die durchschossene Medaille auf den Tisch legte, da rannen den beiden Frauen doch die hellen Freudentränen aus den Augen.

Der glückliche Peterfen aber trat zu der alten Frau, reichte ihr die gesunde Hand hin und dankte ihr für die Lebensrettung.

Mutterchen jedoch konnte sich nicht helfen, sie zog — im Überschwange des Glüdes — den jungen Krieger in ihren Arm und gab ihm einen Kuß auf die Stirn. „Denken Sie, ich wäre Ihre Mutter“, sagte sie.

Da lächelte er schelmisch und meinte: „Aber Mütter pflegen lieber auf den Mund zu küssen.“

Und die Alte nickte, trat zu ihm und gab ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund: „So, mein Sohn, jetzt darfst du doch wohl so sagen, nicht wahr?“

Nun nickte Peterfen glücklich, sah zu Lottchen hin und fragte: „Darfst die Mutter mich ihren Sohn nennen?“

Da sah die Kleine verschämt nieder, doch ihr Blick sagte ihm, daß sie sein sei für immer. Stumm legte er den gesunden Arm um seine Braut und zog sie in Liebe an sich.

Mutterchen faltete still die Hände.

Die Vorläufer der Genfer Konvention.

Über die grausame Kriegsführung des Mittelalters haben empfindsame Gemüter längst den Stab gebrochen und die völlerrechtlichen Abmachungen, vor allem aber die Genfer Konvention von 1864 und ihre in Petersburg, Brüssel und im Haag vollzogenen Ergänzungen als Errungenschaften einer verfeinerten Kultur hochgepriesen. Ganz abgesehen davon, daß der Krieg ein „roh gewaltig Handwerk“ und „schredlich wie des Himmels Plagen“ ist und bleibt, tun wir dem Mittelalter unrecht, wenn wir ihm „unsere Genfer Konvention“ als einen der Beweise neuzeitlich humaner Kriegsführung entgegenstellen.

Die Genfer Konvention als das Lebenswerk des großen Genfer Menschenfreundes Henri Dunant, dem wir die segensreiche Einrichtung des „Roten Kreuzes“ verdanken, in Ehren. Aber sie hat im Mittelalter Vorläufer gehabt, ziemlich viele und berühmte sogar. Denn es existierten von 1581—1800 nicht weniger als zweihunderteinundneunzig, also beinahe dreihundert „Cartels, Capitulations- und sonstige Verträge“ zwischen den kriegsführenden Parteien, die alle denselben Zweck wie die Genfer Konvention verfolgen. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß die alten Verträge meist von Fall zu Fall geschlossen wurden, während der dauernde internationale Charakter der Genfer Konvention völlerrechtlich bindend von und für alle Signatarmächte garantiert ist.

Der älteste dieser Verträge ist die am 30. November 1581 zwischen Alessandro Farnese, Fürsten von Parma, und der Stadt Tournay geschlossene Kapitulation, nach der die Verwundeten und Kranken von der Kanonierung befreit waren. Während des Dreißigjährigen Krieges, der alles verwilderte, fand natürlich in dieser Hinsicht ein Stillstand statt. Trotzdem kamen 1642 in Jittau zwischen dem Deutschen Reich und Schweden, sowie dem Reich und Frankreich und Kurbayern und Schweden 1646 Verträge zustande, nach denen gefangene Feldgeisliche ohne Ranzion freigegeben werden mußten. Der am 26. Mai 1673 zwischen den Generalstaaten und Frankreich abgeschlossene Vertrag räumte den Ärzten, Chirurgen, Feldscherern, Apothekern und ihren Gehäfen dieselbe Vergünstigung ein, was von 1675 allgemeine Kriegsregel wurde, in die schon vorher auch die gefangenen Soldatenfrauen und Kinder unter zwölf Jahren eingeschlossen waren.

Die Verwundeten und Kranken wurden zuerst durch den am 26. Oktober 1689 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag geschützt, insofern, als beide Parteien sich verpflichteten, dafür zu sorgen, „daß ihnen auch von seiten des Feindes alle für ihren Zustand erforderliche Pflege zuteil werde, und daß die daraus erwachsenden Kosten entsprechend liquidiert und von der anderen Partei bezahlt würden“. Das wurde später allgemeiner Kriegsbrauch, und dabei den Offizieren gestattet, sich nach ihrem eigenen Ermessen in Hospitälern oder Privatquartieren verpflegen zu lassen. Die Krankenhäuser eroberter Städte, die Kranken und Verwundeten darin, sowie die mit denselben zurückgebliebenen Ärzte, Feldgeislichen, Apotheker, Kriegskommissare, Wärter und selbst die zum Schutz des Hospitals gebliebenen Wachmannschaften galten für neutral. In der Kapitulation von Tournay, die am 29. Juli 1709 zwischen dem Prinzen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough abgeschlossen worden ist, war sogar bestimmt, daß kein Offizier, falls er genesen ist, „wegen Schulden oder unter einem anderen Vorwand zurückgehalten werden dürfe“. Verwundete oder Kranke durften nach

ihrer Heilung nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, das bestimmte schon die „Kapitulation“ von Kaiserswerth 1702 und von Ulm 1704, sondern mußten in ihre Heimat entlassen und mit Bezugsrechnung bedacht sein usw.

Als direkten Vorläufer der Genfer Konvention aber bezeichnen wir vor allen Dingen die am 7. September 1759 zwischen Friedrich dem Großen und Ludwig XV. abgeschlossene sog. „Brandenburger Konvention“. Folgende Bestimmungen beweisen das:

„Der General en chef — Prevôt générale seine Lieutenants, auch andere Offiziers und Garbes vom General-Stabe, der General-Auditeur, General-Auditeur-Lieutenant und andere, die Directores, Secretarien und Kanzlisten von der Kriegscanzlei, die Secretarii derer Generals und Intendants, Zahlmeisters vom General-Kriegs-Commissariat und anderer Secretarien, die Feld-Prediger, Feld-Postmeister und die übrigen zum Feld-Postwesen gehörigen Bediente, Couriers, Postillons, Medici, Chirurgen und Apothekers, die Directores und andere Bediente, so in den Hospitälern und Lazarethen der Armée die Aufsicht haben, die Stallmeister, Haus-Hofmeister, Cammerdiener und alle übrige Bediente sollen nicht zu Kriegs-Gefangene gemacht, sondern, sobald als mir möglich, zurückgesandt werden.

„Beiderseitige Blessirte, so in feindliche Hände gerathen, sollen nach ihrem Stande wohl gehalten, und die Arznei sowohl als auch was ihnen zu ihrer Verpflegung gereicht worden, gehörig wieder bezahlt werden. Auch soll es erlaubt sein, ihnen die benötigte Chirurgos oder Domestiques, welche vorher mit Passports von denen commandierenden Generals versehen worden, nachschicken zu können. Aber das aber sollen es wohl diejenige Blessirte so gefangen, als auch die, so noch frei sind, unter dem Schutz und gegebener Salve

Garbes des commandierenden Generals zurückgesandt und ihnen die Freiheit accordiret werden, nach ihrer commodité, zu Wasser oder zu Lande, nachdem es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringen wird, auf dem nächsten Weg weiter transportiret werden, mit der Bedingung, daß die Gefangenen nicht eher, als bis sie ausgewechselt oder ranzioniret worden, dienen können.

Die Kranken von beiderseitigen Armées sollen nicht als Kriegs-Gefangene angesehen werden, sondern vielmehr mit aller Sicherheit in denen Hospitälern oder Lazarethen liegen bleiben können; auch wird es denen beyden kriegsführenden Armées und Hülf-Truppen erlaubt seyn, denselben eine Wache zu hinterlassen, welche nachher sowohl als die Kranken selbst, mit den nöthigen Passports von der resp. Generalité versehen, ohne alle Hindernisse, auf dem nächsten Weg zurückgeschickt werden. Eben dergleichen Bewandniß hat es mit denen Krieges-Commissarien, Feld-Predigern, Medici, Chirurgen, Apothekern und Gesellen, wie auch mit denen Krankenwärthern und die ihnen Handreichung thun, desgleichen allen andern zur Verpflegung derer Kranken bestellten Personen, welche alle als frei angesehen und ohngehindert zurückgeschickt werden müssen.“

Friedrich der Große hatte 1741 zu Grottau einen ähnlichen Vertrag mit den Österreichern, Ludwig XV. am 27. Februar 1759 zu Stuns in Holland mit den Engländern geschlossen.

Wie Dr. Brière mitteilt, hat Moreau 1800 mit dem österreichischen General Aray einen Vertragsentwurf vereinbart, der verblüffende Ähnlichkeit mit den der Genfer Konvention zugrunde liegenden Gedanken hat; sein Wortlaut ist in der französischen Denkschrift Dr. Brières enthalten.

Urheber dieses interessanten Entwurfs war der berühmte französische Militärarzt Professor Percy. Zu übersehen ist dabei allerdings nicht, daß schon vor ihm der Sorbonneprofessor Peyrille in seinem 1780 in Paris erschienenen „Histoire de la Chirurgie“ eine „Convention der Souveräne“ verlangte, durch welche die „Kriegshospitäler für unzerstörliche Asyl den sich in ihnen aufhaltenden Kranken und Verwundeten sowie deren Pfleger erklärt und Verwundete, Ärzte und Pfleger nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden dürfen.“

Was nun die vielen im Mittelalter, im 17. und 18. Jahrhundert geschlossenen Einzelverträge betrifft, so bekunden alle Forscher — Brière, Gurli, Bössler, Lueder u. a. — übereinstimmend, daß nicht nur diese Einzelverträge gewissenhaft gehalten

worden sind, sondern daß sie auch in vielen Beziehungen „uneingeschränkter und ausgedehnter und oft besser, richtiger und praktisch brauchbarer“ als die neueren Deklarationen und Konventionen gefaßt waren. Wenn Gurli z. B. dabei gelegentlich konstatiert: „Andererseits zeichnen sich einige Kriege der neuesten Zeit, wie der Krim-, Italienische und Nordamerikanische Krieg, sehr unvorteilhaft dadurch aus, daß in ihnen jene humanen Bestrebungen der früheren Periode nur in äußerst bescheidenem Maße zur Geltung gekommen sind“; so müssen wir auf Grund der Kampfesweise unserer Feinde hinzufügen, daß die einfachsten Bestimmungen der Genfer Konvention von ihnen in einer Weise übertreten werden, die selbst im Mittelalter als barbarisch an den Pranger der Öffentlichkeit gestellt worden wäre.

Jedenfalls aber haben Kulturenationen, die so wie Frankreich und England, von den Krafen ganz abgesehen, das Völkerrecht und die Gesetze der Genfer Konvention mit Füßen treten, das Recht vertritt, über die mittelalterliche Kriegsführung zu Gericht sitzen zu können. Die Wilden von damals waren doch bessere Menschen! Auf jeden Fall aber waren sie die klügeren Menschen, die sich mit Recht sagten, daß durch jede grausame Handlung gegen feindliche Verwundete auf der andern Seite noch schärfere Repressalien hervorgerufen und damit eine Kampfweise hätten und drüben provoziert werden würde, die aber mit dem eigentlichen Zweck des Krieges nicht nur nichts gemein habe, sondern ihm auf die Dauer von großem Nachteil sein müsse.

Wilhelm Sillcher



Das Chamäleon (Chamaeleon vulgaris).

Von J. Bugarth. (Mit Text).

Gastfreundschaft

Der Orientreisende Wilhelm Schimper, welcher sich anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in dem noch wenig bereisten Abessinien aufhielt, hat über die dortigen Sitten und Bräuche einen sehr interessanten Beitrag gegeben. Schimper wollte nämlich, als die Eingeborenen, welche er zu naturwissenschaftlichen Zwecken zur Begleitung zu nehmen pflegte, durch die zurückgelegte Tagereise ermüdet waren, in dem großen abessinischen Dorfe Schomaroa sein Nachtquartier nehmen. Er ließ hier durch den Soldaten, welchen ihm ein Fürst des Landes, namens Ubie, als Dolmetscher und Urkundsperson mitgegeben hatte, alles Nötige für sich und sein Gefolge requirieren. Die Ortsvorsteher bewilligten ohne Umstände das Verlangte und führten ihn in eigener Person zu einer Häusergruppe. Sobald die Bewohner derselben seine Absicht bemerkten, setzten sie sich gegen seine Begleiter zur Wehre. Da dieses in der Regel anfangs der Fall ist, achtete er nicht darauf, sondern trat unbefangen in den Hofraum ein, ließ sich von den Weibern des ankommenden Hausherrn einen Stuhl bringen, setzte sich nieder und rauchte ruhig eine Pfeife abessinischen Tabaks. Diese Ruhe mochte seinem Wirt als ein Zeichen seiner Bedeutungslosigkeit oder seiner Furcht erscheinen; denn er näherte sich dem Reisenden und wollte dessen Mantelzipfel an sein Kleid knüpfen, ein Gebrauch, der nur unter Personen gleichen Standes geübt wird und durch den man andeutet, daß noch eine unentschiedene Streitsache auszumachen sei. Sobald Schimper über das Vorhaben des Mannes im Klaren war, ergriff er ihn und schleuderte ihn weg. Diese wortlose Erklärung machte sofort allem Streit ein Ende. Sowie der Hausherr sich von seiner Überraschung ein wenig erholt hatte, wies er dem Gast mit vieler Bereitwilligkeit eines seiner Häuser an und traf in eigener Person alle Anstalten zu dessen Bewirtung, während die Ortsvorsteher das Nötige für die Leute desselben aus anderen Häusern beschafften. Schimper bat sich nun von seinem höflich gewordenen Hausherrn die Ehre aus, das Abendbrot mit ihm zu teilen, was er mit Bescheidenheit annahm. „Bei diesem Essen erwies er mir“, erzählte der Naturforscher, „die größte Ehre, welche der Abessinier einem Gaste erweisen kann. Er tauchte nämlich gutes weißes Brot in das Gemüse ein, rollte es zusammen und gab es mir mit einer gewissen Grazie in die Hand, oder steckte es mir selbst in den Mund. Dann brockte er Brot ins Gemüse, knetete die ganze Masse mit den Händen bei ausgepreizten Fingern durcheinander, rieb sie dann zwischen den Händen zu länglichen Stücken, steckte sie mir in den Mund und stopfte mich damit, wie man in Deutschland die Gänse stopft. Man nennt die so bereitete und dargebotene

Espeie in Aboffanien Fit-Fit. Man muß schon einige Zeit in dem Lande gelebt haben, um dieses Fit-Fit erträglich zu finden. Aber Gewohnheit und Hunger erleichtern die Sache."

Unsere Bilder

Das Chamäleon. (Chamaeleon vulgaris.) Stupide sieht das Chamäleon auf der eingenommenen Stelle, nur die großen vorstehenden Augen rollen fortwährend und drehend nach Beute ausschauend; sobald diese in greifbare Nähe gerät, öffnen sich die Kiefer und blühschnell schießt die lange Zunge hervor, an dessen folbenähnlicher flebriger Spitze das Insekt unschlagbar haften bleibt. Wandert es seinen Standort freiwillig oder gezwungen, so hebt sich langsam ein Bein nach dem anderen, gravitatisch und mit Unterstützung des langen Greifschwanzes schiebt es sich ohne sichtliche Förderung weiter, ein Faultier im wahren Sinne des Wortes. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf einen großen Teil der Mittelmeerküste, Südispanien, Nordafrika usw., sowie Kleinasien. Es ist ein ausgesprochenes Baumtier und steigt nur dann zur Erde nieder, wenn von Durst geplagt, oder wenn es Eier ablegen will. Stundenlang vermag es in einer einmal eingenommenen Stellung zu verharrern und ebenso ausdauernd auf Raub zu lauern. In der Gefangenschaft kann man sie leicht mit Mehlwürmern erhalten und auch an das Zimmer gewöhnen, wo sie mit Erfolg die Fliegenplage bekämpfen. Die Annahme, daß das Chamäleon willkürlich seine Farbe verändern kann oder Gegenständen anpassen, ist nicht ganz richtig, vielmehr hängt der oft plötzliche Farbwechsel mit äußeren Einflüssen und Gemütsbewegungen, Hunger, Durst usw. zusammen; in diesen Fällen variieren die Farben von Dunkelstahlgrün bis Gelbgrün, Orange, Grau, Schwarz, Braun, hellfleischfarben, bläulich usw., nur ein vom Kinn bis zum After verlaufender schmaler gelber Streifen und die Innenseite der Füße bleiben neutral. Chamäleons sind im Sommer zu ganz mäßigen Preisen leicht erhältlich.



Die Naive.

Eine Schauspielerin will bei einem Direktor Anstellung suchen. Auf die Frage, für welche Rollen, entgegnet sie: „Für jugendliche Naive!“ Der Direktor wagt vor Entsetzen in die Höhe. „Jugendliche Naive?“ fragt er, „wie wollen Sie die denn spielen?“ „Na,“ entgegnet ziemlich lachend die Angeredete, „nachdem ich sie nun fünf- undzwanzig Jahre lang gespielt habe, werde ich doch wohl wissen, wie!“

Allerlei

Zehn ppisch. „Weshalb rüden Sie trotz der Kälte so weit fort?“ — fragte ein in einen großen Pelz eingehüllter Eisenbahn-Mann eine schöne Nachbarin im Wagen. „Halten Sie mich für einen B. I. im Schafpelz?“ — „Nein, ganz für das Gegenteil“, entgegnete die Dame.

Luxus der Holländer zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Zusammenkünfte der Holländer aus verschiedenen Städten, des Bogen-schießens wegen, zeichneten sich durch den größten Aufwand in Kleidung usw. aus. Die Schützen gingen in Seide, Damast und der feinsten Leinwand und trugen schwere goldene Ketten von großem Werte. Unter dem weiblichen Geschlechte hatte der Luxus die höchste Stufe erstiegen. Die Gemahlin des Königs Philipp des Schönen von Frankreich rief bei ihrem Besuche in Brügge mit Entsetzen und nicht ohne Weide aus: „Ich dachte, ich sei die einzige Königin hier, ich sehe aber sechshundert, und jede sieht reicher und vornehmer aus als ich!“

Marshall Blücher und der Herzog von Wellington. Wie allgemein bekannt sein dürfte, sind die Engländer stets darauf bedacht, den Anteil Blüchers an der Schlacht bei Waterloo zu verkleinern oder ganz zu verschweigen, und ihren Feldherren Wellington zum „Sieger von Waterloo“ zu heben. Daß der Herzog selber seinem treuen Mitkämpfer mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, beweist folgende „geschichtliche Anekdote“, die sich in ihren Gesichtsbüchern findet. Nach der Schlacht von Waterloo wünschte Ludwig der Achtzehnte, Frankreichs neuer König, dem greisen Blücher den Orden des Heiligen Geistes zu verleihen. Er aber war durchaus nicht willens, ihn anzunehmen. Er konnte nicht vergessen, wie lange Jahre Napoleon Preußen in den Staub getreten hatte; ihm war Frankreich und alles, was von Frankreich kam, verhaßt. Der Herzog von Wellington aber bemühte sich, ihn zur Annahme dieser königlichen Achtungsbezeugung zu überreden. Voll grimmigen Humors antwortete ihm Blücher: „Wenn ich es tue, so würde ich ihn nicht anders tragen als auf dem Rücken.“ — „Das tun Sie nur, Marshall Vorwärts“, erklärte ihm der Herzog, denn Marshall Vorwärts hatten die Rassen den Alten genannt, weil er in den Schlachten immer vorausstürmte. „Wenn Sie den Orden auf diese Weise tragen, werden Sie damit ausdrücken, wie hoch Sie ihn bewerten, indem Sie ihn an eine Stelle hängen, wo die Feinde ihn niemals bekommen können.“

Gemeinnütziges

Winterwanderungen. „Dem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt; dem will er seine Wunder weisen in Berg und Wald, in Strom und Feld.“ So singt unser Dichter Eichendorff über das Wandern. Wandern, welch köstliches Vergnügen! Welche Labung für

Geist und Körper! Im Frühling, Sommer und Herbst, da geht es hinaus in Gottes herrliche Natur, aber wenn Winter im Lande herrscht, dann wollen die wenigsten von einem Wandern im Freien etwas wissen. Aber auch zur Winterszeit und zur Vorfrühlingszeit soll unsere Jugend nicht hinter dem Ofen hocken. Hinaus ins Freie! Auf den Eisplatz und an schönen, klaren Wintertagen hinaus in den Wald oder bis in eins der nächsten Dörfer. Beim tüchtigen Wandern wird's einem warm. Sei, wird das die Baden rot machen, und was für gefunden Appetit bringt man von einem solchen Spaziergang mit nach Haus! An ein Gefallen ist bei einer Winterwanderung nicht zu denken, wenn man warm angezogen ist (nicht übermäßig verpackt) und fleißig marchiert. Stets hierbei durch die Nase atmen, nicht durch den offenen Mund. Allen Kindern, die viel in der Schule beschäftigt sind, sind solche Winterpaziergänge nicht genug zu empfehlen. Die Lungen atmen gierig die reine frische Luft ein, und wie frisch und nergestärkt wird sich ein jedes Kind nach einer Wanderung zur Winterszeit fühlen. — Was hat uns hierbei die Natur nicht alles Schönes zu erzählen! Dort der stille Reiter, von dunklen Tannen umrahmt, da die eng beieinanderstehenden Häuschen des Wald-dörfchens, aus deren Schornsteinen heller Rauch in vielfachen Windungen zum Himmel emporsteigt, und vor uns die im Sonnenschein wie mit Tausenden von Diamanten überfät erscheinende, in leuchtendes Weiß getauchte Landstraße. Wie schön ist es doch auch im Winter im Freien. Die im Frost erstarrten Bäume des Waldes erschließen uns eine förnliche Wunderwelt. Man muß nur Augen haben, um all die Schönheiten zu sehen. Ihr Eltern, nehmt eure Kinder bei der Hand und wandert mit ihnen auch im Winter durch Gottes herrliche Natur. Das so leicht empfangliche Kinderherz wird jubeln über des Winters Pracht! Aber noch eine besondere Belohnung bringt euch dieses Winterwandern. Es schafft euch kräftige, gesunde Kinder. Ein Lohn, der gar nicht hoch genug zu schätzen ist.

Reitmachen von Truthühnern. Es ist zu vermeiden, ihn n. Ofluchen zu geben. Das Fleisch nimmt den Ofluch an. Ein Alter von zwei bis drei Jahren ist für Gänse das geeignetste für die Nachzucht. Wenn man dagegen für Gänse keine Altersgrenze festsetzt und von älteren Tieren recht gute Nachkommen erhält, so ist das zehnte Lebensjahr doch die äußerste Grenze. Gegen Federmilben, fälschlich auch Hühnerläuse genannt, sind warme Wasserbäder mit 1—2 Prozent Epsol von bestem Erfolg. Nach dem Bad bleiben die Hühner bis zum vollkommenen Abtrocknen im warmen Raum. Gaafruchtmielen verlangen bei wechselvoller Witterung die unausgesetzte Aufmerksamkeit des Landwirts. Sie sind bei mildem Wetter sorgfältig zu säufen, damit die eingewinterten Früchte nicht faulen. Um einen Schleifstein nutenfrei zu halten, empfiehlt es sich, vor und nach dem jedesmaligen Schleifen eine alte Naipel wenige Minuten hindurch quer auf den laufenden Stein zu halten. Auf diese Weise werden dann die eingeschleifenen Nutenfänge am einfachsten beseitigt.

Ein Alter von zwei bis drei Jahren ist für Gänse das geeignetste für die Nachzucht. Wenn man dagegen für Gänse keine Altersgrenze festsetzt und von älteren Tieren recht gute Nachkommen erhält, so ist das zehnte Lebensjahr doch die äußerste Grenze.

Gegen Federmilben, fälschlich auch Hühnerläuse genannt, sind warme Wasserbäder mit 1—2 Prozent Epsol von bestem Erfolg. Nach dem Bad bleiben die Hühner bis zum vollkommenen Abtrocknen im warmen Raum.

Gaafruchtmielen verlangen bei wechselvoller Witterung die unausgesetzte Aufmerksamkeit des Landwirts. Sie sind bei mildem Wetter sorgfältig zu säufen, damit die eingewinterten Früchte nicht faulen.

Um einen Schleifstein nutenfrei zu halten, empfiehlt es sich, vor und nach dem jedesmaligen Schleifen eine alte Naipel wenige Minuten hindurch quer auf den laufenden Stein zu halten. Auf diese Weise werden dann die eingeschleifenen Nutenfänge am einfachsten beseitigt.

Kauflohnung. F. A. K. F. U. A. R. M. K. U. T. T. E.

Logograph.

Wenn mit dem F sie kommen, Entsteht ein glänzendes Licht. Wird es dafür genommen, Hört man sie weit und breit.

Julius Bald.

Schiebe-Rätsel.

NAGEL
RODUNG
HOCHZEIT
RATSHERR
REHGEHOERN
WAGENRAD

Vorstehende Wörter sind teils so zu verschieben, daß drei der nachfolgenden Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, drei berühmte Männer nennen. C. Vogler.

Bilderrätsel.



Kuflösung folgt in nächster Nummer.

Ankündigung des Homophons in voriger Nummer:

Granaten.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schicksalung von Prinz Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.